



Leseprobe aus
Erben, Mich hat man vergessen
ISBN 978-3-407-78956-3

© 2005 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78956-3>

Zur Welt gekommen bin ich in Prag, der Hauptstadt der Tschechoslowakei. Es war an einem Herbsttag im Oktober 1930.

Natürlich reichen meine Erinnerungen nicht so weit zurück. Das Erste, woran ich mich erinnere, sind die Reisen zu meiner Großmutter. Wir besuchten sie zweimal im Jahr, in den großen Sommerferien und im Winter zu Chanukka, dem jüdischen Lichterfest, das im Dezember gefeiert wird.

Sie wohnte in einem Dorf, das etwa vier Eisenbahnstunden von Prag entfernt lag. Im Winter war es schon dunkel, wenn wir dort eintrafen, und der weiße Schnee glänzte im Licht der Laternen.

Neben dem Bahnhof des Dorfes wartete Josef, der Kutscher, mit seinem Zweispänner auf uns. Er nahm mich in seine starken Arme und deckte mich gut mit einer Decke aus Pelz zu, die mich vor der starken Winterkälte schützte. Nachdem wir es uns in der Kutsche gemütlich gemacht hatten, trieb Josef die Pferde an, die mit einem heftigen Ruck anzogen, der uns alle beinahe von den Sitzen warf.

Das Geklingel der Pferdeglocken begleitete uns bis zum Haus der Großmutter, dem wir uns durch eine Allee mit hohen Bäumen näherten. Großmutter, Onkel Ernst, die Köchin Maria und das Hausmädchen Stella kamen uns an der Tür entgegen, sobald sie die Glocken hörten, und empfingen uns mit Umarmungen und Küssen.

Weil es schon spät war, wurde ich sofort schlafen gelegt. Ich bekam ein breites Bett in einem großen Zimmer, das

angenehm nach Äpfeln roch. Großmutter lagerte die Äpfel während des Winters auf den Schränken. Nach dem langen Reisetag war ich müde, aber auch zufrieden, und bald schlief ich ein.

Bei einem der Besuche im Sommer ereignete sich etwas Lustiges mit einem Raben. Das Haus der Großmutter lag in einem schönen Garten mit hohen Bäumen. Gleich vor dem Schlafzimmerfenster stand ein großer Kastanienbaum, auf dem ein prächtiger schwarzer Rabe sein Nest hatte. Dieser Rabe fürchtete sich nicht vor uns und saß oft vor dem Fenster. Stand es offen, wagte er sich sogar ins Zimmer hinein. Dann hüpfte er vorsichtig zu dem großen Spiegel in der Zimmerecke. Glänzende Gegenstände zogen ihn an und der Spiegel fand seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Ich sah ihm gerne dabei zu, wenn er sein Spiegelbild betrachtete, den Kopf von Seite zu Seite drehte und ein merkwürdiges Gekrächze von sich gab. Diesen Raben hatte ich in mein Herz geschlossen.

Eines Tages passierte es, dass Großmutter ein paar Ohringe auf dem Tisch vor dem Spiegel liegen ließ. Als unser täglicher Besucher ins Zimmer hüpfte, fiel sein Blick natürlich sofort auf die glänzenden Dinger, und ehe ich mich versah, stand er auch schon neben den Ohringen und betrachtete sie neugierig.

Plötzlich schnappte er einen der Ohringe mit seinem langen Schnabel und flatterte aus dem Fenster. Großmutter und ich waren noch sprachlos vor Überraschung, als er schon hoch oben auf dem Baum saß, wo er sein neues Spielzeug ins Nest legte und es aufmerksam untersuchte. Als

Großmutter ihre Sprache wieder gefunden hatte, ließ sie eine lange Leiter herbeiholen und an den Baum lehnen. Die Jagd auf den Raben – eigentlich auf unseren Ohrring – hatte begonnen.

Die Leiter reichte bis an das Nest des Raben, und man glaubte, ihm dort seine Beute abjagen zu können. Doch der Rabe war klüger. So schnell wollte er sich von seinem neuen Spielzeug nicht trennen. Sobald er merkte, was um ihn herum vorging, flog er mit seiner Beute davon.

Vier Tage sahen wir ihn nicht wieder, nicht auf seinem Baum, nicht am Fenster und nicht im Garten. Großmutter war sehr traurig. Die Ohrringe waren noch ein Geschenk ihrer Mutter und sie konnte sich nur schwer mit dem Verlust abfinden.

Am fünften Tag, als wir schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, saß der Rabe plötzlich wieder vor dem Fenster, ganz wie gewohnt – nur diesmal mit dem Ohrring im Schnabel. Er flatterte ins Zimmer, hüpfte auf den Tisch vor dem Spiegel und legte den Ohrring genau an der Stelle nieder, wo er ihn gefunden hatte. Ich war verblüfft und erleichtert.

Jeder kann sich vorstellen, was für einen Empfang ich dem Raben bereite. Voll Freude eilte ich in den Garten und suchte zusammen mit dem Gärtner nach Ungeziefer und Würmern, von denen ich glaubte, dass der Rabe sie gerne fressen würde. Ich legte ihm diesen Festschmaus auf das Fensterbrett und er kam tatsächlich. Mit großem Appetit machte er sich über sein Fressen her. Diese Belohnung hatte er sich wirklich verdient.

Prag, wo meine Familie lebte, ist eine sehr große Stadt. Früher herrschten dort Könige und Kaiser, die zur Verschönerung ihrer Hauptstadt viele Burgen und Paläste bauen ließen. Durch die Stadt fließt die Moldau, über die sich zahlreiche Brücken spannen. Am Flussufer liegen wunderschöne Gärten und Parks und entlang der breiten Straßen stehen hohe und oft sehr alte, schöne Häuser.

Auch unser Haus war von einem herrlichen Garten umgeben. In einer Ecke stand eine Laube, die ganz von Wildrosen bedeckt war. Im Sommer spielte ich darin mit meiner Freundin Ilonka und meiner Puppe Hannah. Dann wurde die Laube zum Kinderzimmer: Hier konnten wir ungestört spielen und uns über alles unterhalten, was kleinen Mädchen wichtig ist. Nur der Winter mit seiner Kälte konnte uns ins Haus treiben, wo wir uns meist unterhalb der Treppe aufhielten, die ins obere Stockwerk führte.

Im Erdgeschoß lagen Küche, Esszimmer, Wohnzimmer und zwei glasüberdachte Terrassen, in denen Mutter Topfblumen abstellte, die sie sorgfältig pflegte. Oben gab es zwei Schlafzimmer und dort war auch das Laboratorium meines Vaters.

Mein Vater war Chemiker und hatte eine Fabrik, in der Gummi hergestellt wurde. In seinem Laboratorium zu Hause machte Vater seine Versuche. Sein Ehrgeiz war es, einen neuen Kunststoff zu entwickeln, der hart und zugleich durchsichtig wie Glas sein sollte, aber unzerbrechlich.

Einmal, als wir gerade unter der Treppe spielten, hörten wir plötzlich einen lauten Knall und all unsere Spielsachen fielen durcheinander. Unter der Labortür quoll schwarzer Rauch hervor und dann kam auch Vater zum Vorschein –

mit rußgeschwärztem Gesicht. Mutter erschrak sehr, aber meine Freundin und ich mussten laut lachen. Wir wussten, dieses Bild würden wir nie vergessen.

Hinter unserem Haus lag ein Abhang, der im Winter meist schneebedeckt war. Das war unser Schlittenhang, an dem sich nach der Schule alle Kinder unserer Straße mit ihren Schlitten einfanden. Unzählige Male rodelten wir den Hang hinab und stiegen wieder herauf. Gegen Abend kehrten wir mit windgeröteten Backen und hungrigem Magen nach Hause zurück.

Im Frühling und Sommer unternahmen wir oft Ausflüge. Manchmal fuhr ich mit Vater und Mutter in die Wälder vor Prag, wo wir Pilze und Beeren sammelten. Mein Vater kannte viele Pilze – essbare und giftige. Ich wollte immer die schönen Pilze pflücken, aber oft sind gerade das die giftigen. Immer wieder musste Vater mir erklären, wie gefährlich es ist, giftige Pilze zu essen. Doch bald lernte auch ich, zwischen essbaren und giftigen zu unterscheiden.

Von diesen Ausflügen kehrten wir meist mit vollen Körben nach Hause zurück. Boschka, die meiner Mutter im Haushalt half, reinigte die Pilze und legte sie zum Trocknen auf dem Ofen aus. Dort lagen sie meist einige Wochen, und immer wenn meine Freundin und ich uns dem Ofen näherten, erhob Boschka warnend ihre Stimme, da sie die Pilze in Gefahr glaubte.

Meine Schule lag nicht weit von unserem Haus entfernt. Der Unterricht fand auf Tschechisch statt, aber wie viele Kinder in Böhmen bin ich zweisprachig aufgewachsen. Bei uns zu Hause und mit meinen Freundinnen sprach ich mal

tschechisch, mal deutsch. Ich ging gerne zur Schule und ganz besonders habe ich mich für Geschichte interessiert. Der Lehrer erzählte uns von der großen Vergangenheit der Tschechoslowakei, von berühmten Königen und Kaisern, aber auch von bösen Herrschern und Kriegen. Es hatte Könige gegeben, die ihr Volk ausbeuteten, und ich war froh, in einer Zeit zu leben, in der das Land nicht mehr von einem König regiert wurde, sondern – wie die Erwachsenen es nannten – von einem »demokratischen Parlament«.

Nichts ist wertvoller als die Freiheit des Menschen. Damals dachte ich nicht einmal im Traum daran, dass man mir die Freiheit nehmen könnte; dass man mich eines Tages versklaven würde.

Frühling 1939. Hitler und seine Soldaten besetzten die Tschechoslowakei. Ich war noch ein Kind und verstand nicht so genau, was eigentlich geschah. Meine Eltern saßen schweigend vor dem Radio. Aus dem Lautsprecher tönte eine schreiende, heisere Stimme, die uns Angst einjagte. Erst nach und nach begriff ich, dass die deutschen Besatzer neue und befremdende Gesetze erlassen hatten, die sie über das Radio verkündeten.

Von einem Tag auf den anderen durfte ich nicht mehr zur Schule gehen. Mit Beginn des neuen Schuljahres wäre ich in die fünfte Klasse aufgestiegen, doch die deutschen Besatzer hatten jüdischen Kindern den Schulbesuch verboten. Deshalb trafen wir uns, sechs jüdische Kinder aus meiner Klasse, in Privathäusern, wo uns eine Privatlehrerin unterrichtete. Auch die Lehrerin war Jüdin und deshalb aus dem Schuldienst entlassen worden. So erhielten wir unseren

Schulunterricht jeden Tag abwechselnd – immer der Reihe nach – im Hause eines der Kinder.

Auf die Straße durften wir nur mit Kleidern, auf die ein gelber Stern mit der Aufschrift »Jude« genäht war.

Was mich wunderte, war, dass Freundinnen, die früher oft mit mir gespielt hatten, nicht mehr zu mir kamen. Ich verstand nicht, warum. War es die schreiende Stimme aus dem Radio, die sie davon abhielt, mich zu besuchen? Was war so schlimm daran, dass ich Jüdin war? In der Eisdiele, wo ich mir oft eine Portion Eis gekauft hatte, war jetzt ein Schild angebracht: »Juden und Hunden ist der Eintritt verboten!«

Ich spürte, wie sich unser Leben zum Schlechten hin änderte. Auch Mutter und Vater lachten nicht mehr so wie früher.

Um diese Zeit führten die chemischen Experimente meines Vaters zu einem Erfolg: Die Herstellung eines neuen Kunststoffes war ihm gelungen. Bevor er seine neue Erfindung offiziell anmeldete, stellte er einige Gegenstände aus Kunstharz her. Unter diesen Musterexemplaren war eine schöne Puderdose für Mutter und eine Zigarrenkiste, die er seinem besten Freund schenkte, mit dem zusammen er beim Militär gedient hatte. Nun bat Vater um einen Termin beim Prager Patentamt, wo ein Ausschuss von Chemie-Experten seine Erfindung akzeptierte und bestätigte. An diesem Tag kehrte Vater sehr glücklich nach Hause zurück. Leider dauerte diese Freude nicht lange. Die neuen Gesetze der deutschen Besatzer verboten es Juden, auf eigenen Namen Patente anzumelden. So war mein Vater gezwungen, seine Urheberrechte einem tschechischen Kollegen zu übertragen, der nicht Jude war. Dieser erhielt für die Erfin-

dung sogar einen Preis, den eigentlich mein Vater hätte bekommen müssen.

Ich erinnere mich nicht daran, dass sich mein Vater während dieser schweren Zeit je beklagt hätte. Immer fand er irgendeinen Lichtstrahl, der die Finsternis um uns herum ein wenig aufhellte. Immer wieder gelang es ihm, uns alle davon zu überzeugen, dass die Lage so schlimm nun auch nicht sei und dass wir nur »noch etwas länger durchhalten« müssten, bis »das Ungeheuer besiegt« wäre. Mit dem Ungeheuer war Hitler gemeint. Und um uns Mut zu machen, fügte Vater jedes Mal hinzu: »Es wird schon noch gut werden!«

Aber diese Hoffnung trog. Eines Abends im Dezember 1941 – zwei Monate nach meinem Geburtstag – hörten wir an unserer Tür ein lautes Klopfen ...

Vor der Tür standen deutsche Polizisten, die uns mitteilten, dass wir unverzüglich nach Theresienstadt* gebracht werden sollten, eine Stadt nördlich von Prag, die die Nazideutschen zum Ghetto** gemacht hatten.

Man befahl uns, am nächsten Morgen die Wohnung zu verlassen. Jeder von uns durfte nur einen kleinen Koffer

* Theresienstadt: Von 1941 bis 1945 deutsches Konzentrationslager in Nordböhmen. Die ersten Deportierten, Juden aus Prag, kamen im November 1941 an. In den folgenden Jahren wurden etwa 200 000 Juden dort interniert. Die Nationalsozialisten und in der Folge auch die Insassen, bezeichneten das Lager als »Ghetto«. Theresienstadt ist mit keinem anderen Konzentrationslager vergleichbar, da es von den Deutschen als »Musterlager« zur Täuschung der ausländischen Öffentlichkeit konzipiert war. – Weitere Hinweise zum Sonderstatus von Theresienstadt im Nachwort.

** Ghetto: Ursprünglich Bezeichnung für ein in sich geschlossenes, jüdisches Wohnviertel. In den von Nazideutschland besetzten Ostgebieten wurden ganze Stadtviertel von einer Mauer oder mit Stacheldraht umgeben und große Zahlen jüdischer Bürger darin auf engem Raum interniert.

mitnehmen. In meinen Koffer packte ich die Kleider, die ich besonders gern anzog, und in eine kleine Tasche steckte ich die Puppe Hannah, einige Bleistifte und mein Tagebuch. So kamen wir zur Sammelstelle.

Am folgenden Morgen blickte ich noch einmal auf all die Sachen, die wir zurücklassen mussten: Betten, Decken, Bilder, Porzellan und die vielen Spielsachen. Wer wird wohl von jetzt an in meinem Bett schlafen? Wer wird sich in meine warme Decke kuscheln? Wen wird der Clown an der Wand jetzt anlachen? Meine Spielecke, meine Bücher ... Es war so traurig, das alles zu verlassen und weggehen zu müssen.

Was war denn geschehen? Ich verstand nicht, warum so etwas sein konnte. Wann würden wir zurückkommen?

Wir gingen die Straße hinunter und die Leute schauten uns nach. Ich schämte mich. In diesem Augenblick spürte ich großen Schmerz in meinem Herzen und einen schrecklichen Zorn.

Wir wurden zur Sammelstation gebracht, die sich in einem großen Gebäude befand. Zusammen waren dort fast tausend Menschen. Hier blieben wir einige Tage – wie lange genau, das weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich aber noch an einen kleinen Jungen, dessen Benehmen mir ziemlich dumm vorkam. Er weinte fast ununterbrochen und verlangte von seiner Mutter Gebäck, wie er es von zu Hause gewohnt war.

Da merkte ich, dass wir nun Menschen ohne Zuhause waren. »Zuhause« war nur noch eine schöne Erinnerung.

Vor dem Verlassen der Sammelstation, bevor wir zum Bahnhof gingen, gab man jedem von uns eine Nummer, die

uns von da an ständig begleitete. Mein Vater erhielt die Nummer 641, Mutter die Nummer 642 und ich die Nummer 643.

Von nun an hatten wir keinen Namen mehr. Von nun an waren wir nur noch – Nummern.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Im Abteil herrschte bedrückende Stille. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Ich blickte aus dem Fenster und sah schneebedeckte Bäume und kleine Häuser. Ich fühlte Neid auf die Bäume, die am Zug vorbeiflogen – und auf die Menschen, die unbehelligt in den kleinen Häusern wohnten.

Nach einigen Stunden hielt der Zug am Bahnhof von Bauschwitz, einer kleinen Ortschaft, die drei Kilometer von Theresienstadt entfernt liegt. Wir stiegen aus, und die deutschen Soldaten, die den Zug bewacht hatten, befahlen uns, uns in Reihen aufzustellen. Dann trieb man uns durch tiefen Schnee querfeldein dem Ghetto entgegen. Jeder von uns trug seinen Koffer. Der Weg fiel uns allen schwer. Als Vater sah, wie ich mich abmühte, versuchte er, mich zu stützen.

Ich glaube, es ging mir wie den vielen anderen Kindern, die mit uns zogen: Wir fühlten, dass unsere Eltern in bitterer Not waren und sich große Sorgen machten. Es wurde uns bewusst, dass wir unversehens älter und reifer geworden waren. Kein Mensch würde uns helfen können. Von jetzt an würden wir uns um uns selbst kümmern müssen, um es den Eltern leichter zu machen.

Wir erreichten den Ort Theresienstadt, der von hohen Mauern und Wällen umgeben war. Diese Stadt war um 1790 er-

baut worden und diente als Garnisonsstadt für die österreichische, später für die tschechische Armee. Neben wuchtigen Kasernengebäuden für die Soldaten standen auch kleinere Häuser, in denen die Bürger wohnten, die für die Armee arbeiteten. Als wir ankamen, gab es in der Stadt keine Soldaten und keine Bürger mehr. Hier lebten nur Gefangene, Juden wie wir, die man aus Prag und Umgebung hierher deportiert hatte.

Meine Eltern und ich wurden in ein riesiges Gebäude mit drei Innenhöfen gebracht. In einem dieser Höfe geschah etwas Furchtbares: Deutsche Soldaten, die schwarze Uniformen trugen, trennten Frauen und Kinder von den Männern. Plötzlich war mein Vater nicht mehr bei uns. Für mich war das wie »ein kleiner Tod«, aber Mutter tröstete mich, indem sie sagte, wir würden ihn bald wieder sehen.

Alles hier war so fremd und bedrückend. Mutter und ich wohnten mit vielen anderen Frauen und Kindern zusammen in einer der ehemaligen Kasernen. Unser ganzer »Besitz« bestand aus einer Matratze und dem Koffer, den wir von zu Hause hatten mitnehmen dürfen. Bei uns im Zimmer wohnte auch ein Junge meines Alters, der in seinen Taschen ein paar Murmeln mitgebracht hatte. Oft wussten wir nicht, was wir tun sollten, dann setzten wir uns auf eine Matratze und fingen an zu spielen.

Dreimal täglich erhielten wir unsere Mahlzeiten. Das Essen wurde für alle Bewohner unseres Hauses in einer großen Küche gekocht. Wir mussten uns zur Essensausgabe in langen Reihen hintereinander aufstellen. Mit unserem Essgeschirr in der Hand bewegten wir uns langsam, einer nach

dem anderen, auf das Küchenfenster zu. Dort erhielt jeder, wenn die Reihe an ihm war, seine Ration: morgens eine Tasse wässrigen Ersatzkaffee und eine Scheibe Brot; mittags einen Teller trüber Suppe und Kartoffeln, die man in einer ekelerregenden Soße gekocht hatte; abends gab es noch einmal ein undefinierbares Getränk. Ganz selten erhielten wir »Kuchen«; der bestand aus Mehl, Wasser und Hefe und hatte die Form eines kleinen Ziegelsteins – so nannten wir ihn denn auch. Er war mit einer Creme aus Margarine, Zucker und ein wenig Kakao bestrichen. Um eine größere Menge Creme zu erhalten, verdünnten die Köche diese Mischung mit immer mehr Wasser; an manchen Tagen war sie richtig durchsichtig. Wir Kinder aber kämpften um jeden Tropfen und jeden Krümel.

Oft überkam uns plötzlich eine Lust auf »etwas Gutes«. Nur schwer konnten wir uns an das schlechte Essen gewöhnen, das so ganz anders war als das Essen zu Hause. Die wenigen Nahrungsmittel, die wir mitgebracht hatten, waren bald aufgebraucht. So waren wir denn gezwungen, uns mit der mageren Ration zu begnügen.

An einem dieser schweren Tage erschien ganz plötzlich Vater: Die Ghetto-Kommandantur hatte den Männern einen Besuch bei ihren Familien erlaubt. Da erst erfuhren wir, dass auch Vater im Ghetto wohnte, aber in einem anderen Gebäude als wir. Meine Erleichterung, ihn in meiner Nähe zu wissen, war sehr groß.

Vater war für die Lebensmittelverteilung zuständig. Wir hofften sehr, dass diese verantwortliche Funktion uns Vorteile bringen würde, vor allem, dass wir vielleicht bald wieder zusammen wohnen könnten. So geschah es denn auch.